

IV. Gang und Gliederung des Dialogs.

Der Eingang des Gesprächs führt uns mitten in die Streitfrage hinein, ob die Richtigkeit der Worte auf Natur oder Satzung beruhe. Die beiden Prinzipien der Natur und Satzung werden sogleich zu Anfang in schroffster Einseitigkeit, zu der sie im Laufe der Zeit zugespitzt waren, einander gegenübergestellt. Kratylus nämlich erklärt nach der Angabe des Hermogenes (383 A.), ohne sich auf eine nähere Begründung seiner Ansicht einzulassen, es gebe von Natur (*φύσει*) für jeden Gegenstand eine gewisse Richtigkeit der Namen, und zwar gelte sie in gleicher Weise für Griechen wie für Nichtgriechen. Hermogenes dagegen leugnet dies und lässt für die Richtigkeit der Namengebung nur das Prinzip der *ξυνθήκη καὶ ὁμολογία* oder des *νόμος καὶ ἔθος* gelten (384 D; vgl. 383 A. *ξυνθέμενοι καλεῖν*)¹⁾. Da er aber von der Ansicht des Kratylus keine klare Vorstellung hat, so bittet er den anwesenden Sokrates, ihm Aufklärung zu geben oder ihm vielmehr mitzuteilen, wie er selbst über die Streitfrage denke. Es ist ein feiner Zug sokratischer Ironie, dass der Meister der Dialektik gegenüber Kratylus und vollends gegenüber dem beschränkten Hermogenes, welche ihre Behauptungen mit dem Anspruche auf widerspruchslose Anerkennung seitens der Zuhörer vortragen, in bescheidener Weise erklärt, er könne ihm über die Richtigkeit der Namen nichts Rechtes mitteilen, indem er wiederholt auf die Schwierigkeit sprachlicher Forschung und Erkenntnis hinweist; aber er sei zu gemeinschaftlicher Untersuchung der Frage bereit. Wer das Verhältnis des Sokrates zu den Sophisten kennt, ist nicht erstaunt, wenn er sieht, wie jener seinen Gegnern bei dieser Gelegenheit einen Hieb versetzt durch die Bemerkung, dass er wohl im stande wäre, die Wahrheit über die Richtigkeit der Namen mitzuteilen, wenn er bei Prodikus den teuren Vortrag für fünfzig Drachmen gehört hätte; aber leider habe er nur den für eine Drachme, in dem man den wahren Sachverhalt in diesen Dingen nicht erfahre, gehört. Nach dieser ersten Probe sokratischen Spottes lässt sich erwarten, dass auch ferner die Sophisten als die hauptsächlichsten Vertreter und Lehrer der einseitigsten Satzungstheorie wiederholt werden angegriffen werden. — Hermogenes trägt nun seine erwähnte Ansicht vor und folgert aus ihr nicht allein, dass jedem derjenige Name zukomme, welchen man ihm beilege (383 B. 384 D. 385 A.); sondern er zieht auch die äusserste Konsequenz durch die Behauptung, dass jeder nach Belieben umnennen könne und dass dann dieser neue Name richtig sei (384 D. 385 A.).

¹⁾ Th. Benfey (Über die Aufgabe des platon. Dialogs Kratylus, Göttingen 1866, S. 230; vgl. 278) schliesst aus der kurzen Auseinandersetzung der Ansicht des Hermogenes auf eine auffallend grosse Übung in der Behandlung sprachwissenschaftlicher Fragen, wie man sie auch nach den Nachrichten über die sprachwissenschaftlichen Betrachtungen der Philosophen, Sophisten, Mythologen und Exegeten vor und zu Platons Zeit voraussetzen dürfe. — Dass sprachliche Untersuchungen zu Sokrates Zeit nicht mehr ungewöhnlich waren und besonders die Frage nach der Richtigkeit der Namen mannigfach erörtert wurde, beweisen die Worte des Hermogenes: „Ich, mein lieber Sokrates, habe mich oft mit diesem und vielen anderen unterredet und kann nicht die Überzeugung gewinnen, dass es eine andere Richtigkeit der Namen (Bezeichnungen) giebt als Verabredung und Übereinkunft.“

Nach dieser Einleitung schreitet Sokrates zur Widerlegung des Hermogenes, wobei er sich selbst auf den Standpunkt der strengsten φῶσις stellt; aber seine Worte: »Vielleicht sagst du etwas von Bedeutung« (385 A) lassen uns schon jetzt ahnen, dass auch das Prinzip der θέσις im Verlaufe des Gespräches zu seinem Rechte kommen wird.

Damit beginnt

I. Der erste Teil des Gespräches (385 B—390 E).

Im Anschluss an die erwähnte Konsequenz der Ansicht des Hermogenes, in welcher, diesem unbewusst, schon die sophistische Ansicht verborgen war, dass eigentlich ein falsches Urteil gar nicht möglich sei (vgl. Deuschle, Einleit. zu seiner Übersetzung des Kratylus, Stuttgart, 1855, S. 26), untersucht Sokrates Wahrheit und Irrtum der Rede und gelangt zu dem wichtigen Satze, dass diejenige Rede, welche das Seiende so bezeichnet, wie es ist, wahr ist, dagegen diejenige falsch ist, welche das Seiende so bezeichnet, wie es nicht ist (385 B). Wenn er nun aber weiter folgert, dass die Richtigkeit und Unrichtigkeit der Rede auch die ihrer einzelnen Teile, der Wörter oder Benennungen, in sich schliesse, so ist dieser Schluss vom Ganzen auf die Teile unlogisch und falsch, weil die Teile nicht der gleichen Qualität wie das Ganze sind, sondern sowohl in ihrer Form und lautlichen Zusammensetzung als auch in ihrer Bedeutung verschieden sind. Dazu kommt, dass viele Wörter in vielfacher Bedeutung gebraucht werden und ihre verschiedene Stellung im Satze bisweilen den Sinn wesentlich verändert, wie es z. B. bei den Negationen der Fall ist. Aber mit Recht urteilt Susemihl (Die genetische Entwicklung der platonischen Philosophie, I. Bd., Leipz. 1855, S. 147), dass man Plato nicht die mechanische Ansicht unterschieben könne, als ob es nur auf die Zusammenordnung richtiger Worte und nicht vielmehr auf die richtige Zusammenordnung der Worte ankäme, als ob Wahrheit und Irrtum in den einzelnen Begriff und nicht vielmehr in das Urteil verlegt würde. Im Gegenteil, schon diese Entwicklung geht vom Standpunkte der strengsten φῶσις aus, bei welchem die Sprache als Ganzes, wie in ihren einzelnen Teilen gleichmässig Produkt der Naturnotwendigkeit ist, wobei also in der Verbindung der richtigen Wörter die Richtigkeit der Verbindung implicite mit enthalten ist, wogegen andererseits, wenn es überhaupt falsche Wörter gäbe, auch die Zusammenstellung derselben schon an sich notwendig unrichtig sein müsste. Die Gründe, welche H. Schmidt (Platos Kratylus, im Zusammenhange dargestellt u. s. w., Halle 1869, S. 15 fg. mit Anm.) gegen diese Auffassung Susemihls ins Feld führt, sind weder stichhaltig noch überzeugend. Auch wird man Susemihl zugeben, dass diese Erörterung nur dazu dient, die notwendige Konsequenz der Satzungstheorie aufzudecken; denn wenn in der That schon das einzelne Wort, die Benennung, welche man als eine verkürzte Aussage betrachten könne, ein Urteil über das Ding sei, so müsse bei dem Festhalten der abstrakten Satzungstheorie jedes beliebige Urteil richtig und der Irrtum ganz ausgeschlossen sein (vgl. auch Deuschle, Die platonische Sprachphilosophie Marburg 1852, S. 61 und Einleit. S. 27). Nach meiner Meinung hatte Plato zunächst nur die Absicht, im Anschluss an die auch von Hermogenes zugestandene Wahrheit der Erfahrung, dass es wahre und falsche Rede giebt, durch einen, den Laien überzeugenden Schluss vom Ganzen auf die Teile eine vorläufige (vgl. 430 D. 431 B) Definition des Wortes zu geben und die Möglichkeit festzustellen, dass wie die ganze Rede, so auch das Wort als Teil der Rede falsch sein könne. — Sokrates lässt sich von Hermogenes noch einmal die Möglichkeit wahrer und falscher Wörter bestätigen und fragt ihn wiederum, ob er trotz der ermittelten Ergebnisse der Untersuchung bei seiner früheren Ansicht verharre. Dieser ergreift die Gelegenheit, um nochmals ausdrücklich das nunmehr zur subjektivsten Willkür erweiterte Prinzip der Satzung als Richtigkeit der Namen hinzustellen (385 D). Dabei spricht er den immerhin bedeutsamen Satz aus: »Ich sehe, dass auch die Staaten besondere Namen für dieselben Gegenstände haben, und zwar Griechen im Gegensatz zu den andern Griechen, und Griechen im Gegensatz zu Nichtgriechen«. Was lag näher als mit dieser auf die Spitze getriebenen Willkür den Subjektivismus eines Protagoras und eines Euthydemus zu verknüpfen und somit jener den Stempel sophistischer Weisheit aufzudrücken? (Vgl. Susemihl a. a. O. S. 145. 147). Folgt doch aus dem

Sätze des Protagoras: »Der Mensch ist das Mass aller Dinge,« dass für jeden die Dinge so sind, wie sie ihm erscheinen, dass jede Wahrheit und Richtigkeit des Urteils aufhört (386 A-C).¹⁾ Diese Folgerung ergibt sich nicht allein auf dem Gebiete der Erkenntnis und Wissenschaft, sondern auch auf dem der Ethik: der Unterschied zwischen Vernünftigem und Unvernünftigem und ferner, da das Gute das Vernünftige, das Schlechte das Unvernünftige ist, zwischen Gutem und Schlechtem ist aufgehoben. K. Steinhart (Einleitung zu H. Müllers Übersetzung des Kratylus, Leipz. 1851, S. 555) sieht darin, dass Socrates die Streitfrage auf das ethische Gebiet hinüberspielt, »eine ebenso feine, als auf die Fassungskraft des Hermogenes berechnete, zugleich auf die früheren ethischen Dialoge zurückweisende Wendung«. Das ist unzweifelhaft richtig, trifft aber nicht allein für diese Unterredung mit Hermogenes zu, sondern entspricht überhaupt der Gewohnheit des Socrates, der stets Wissen und tugendhaftes Handeln in engste Verbindung brachte und dieses aus jenem hervorgehen liess. — Dieselbe Folgerung wie die aus dem Grundsatz des Protagoras ergibt sich aus dem des Euthydemus, dass allen alles in gleicher Weise zugleich und jederzeit eigne (386 D). Auch diesen Grundsatz wendet Socrates auf das ethische Gebiet an und zeigt, dass nach ihm allen in gleicher Weise und jederzeit Tugend und Schlechtigkeit eignet. Dieser Satz ist offenbar nur eine Ergänzung, Erweiterung und Begründung des Ausspruches des Protagoras und sagt dasselbe von dem Objekt der Erkenntnis aus, was Protagoras von dem erkennenden Subjekt aussagte. Da allen Personen und Dingen alle, selbst entgegengesetzte Eigenschaften zugleich und jederzeit zukommen, so müssen nach sophistischer Anschauung alle Urteile, mögen sie noch so verschieden von einander, ja sogar einander entgegengesetzt sein, der Wahrheit entsprechen. Wenn daher der eine eine Person oder Sache für gut, der andere dagegen für schlecht erklärt, so haben beide recht, da eben Tugend und Schlechtigkeit, wie allen, so auch dieser Person oder Sache auf gleiche Weise und jederzeit zukommt. Indessen Euthydemus und sein Satz sind nicht so wichtig; daher erwähnt Plato beide nur flüchtig, während er dem Protagoras, den er hier viermal mit Namen nennt, und seinem Ausspruche ein ganzes Kapitel gewidmet hat. Dass er aber gerade die subjektive Auffassung des Protagoras und Euthydemus vom Sein mit der subjektiven Willkür des Hermogenes hinsichtlich der Namengebung in Verbindung bringt, erklärt sich demnach daraus, dass von der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des

¹⁾ Gegen diese Auslegung des sogenannten homo-mesura-Satzes haben in neuerer Zeit hervorragende Männer der Wissenschaft ihre Stimme erhoben und für die Sophisten, besonders für Protagoras eine Lanze gebrochen, so Grote, Peipers, Laas und in jüngster Zeit Gomperz in seinem klassischen Werke: Griechische Denker, Leipzig 1896, Bd. I, S. 361—370; vgl. S. 473, Anm. zu S. 369), während Zeller u. a. der platonischen Auffassung beipflichten. Gomperz geht jedenfalls zu weit, wenn er S. 366 sagt: »Da hätten wir denn jene vielberufene, angeblich protagoreische Doktrin vor Augen, der man noch zu viel Ehre erweist, wenn man sie extremen Subjektivismus oder Skepticismus nennt. Sie lässt sich vielmehr von ganz eigentlichem Wahnwitz kaum unterscheiden. Sie macht jedem geordneten Denken, jeder auch nur verständigen Lebensführung ebenso eine Ende, wie allem Unterricht, aller Voraussicht, aller Wissenschaft und Lehre«. Und S. 473 erklärt er mit grimmigem Spott: »Dass diese subjektivistische Lehre in jenem Satze unmittelbar enthalten sei und dass das Absehen des Sophisten auf sie gerichtet war, dies werde ich gleichfalls zugeben, sobald jemand meine Argumente gegen die herkömmliche Auffassung des Satzes widerlegt hat. Dazu hat edoch keiner meiner Kritiker auch nur einen Versuch gemacht«. Indessen spricht Gomperz selbst am Ende seiner mit grossem Scharfsinn, aber zu modernem Masstab geführten Untersuchung die Vermutung aus (S. 370), dass Protagoras »in seiner Fehde gegen die Eleaten zwischen Empfindung, Wahrnehmungsurteil und Urteil überhaupt nicht mit der nötigen Schärfe unterschied und eben dadurch den Vorwurf, wenn nicht verdiente, so doch veranlasste, er behaupte die gleiche Wahrheit aller Vorstellungen und Meinungen«. Dieser Vorwurf möge dann seinerseits wieder an der falschen Auslegung des homo-mesura-Satzes seinen Anteil gehabt haben. E. Pfeiderer (Socrates und Plato, Tübingen 1896 S. 9 ff.) nimmt eine vermittelnde Stellung ein; indessen mit seiner kategorischen Deutung: »Selbst ist der Mann!« (S. 11) werden sich nicht viele einverstanden erklären. Ich kann mich hier nicht tiefer in die Streitfrage einlassen und will nur kurz bemerken, dass ich im allgemeinen zu der Deutung hinneige, welche Johannes Böhme in seiner interessanten Schrift »Zur Protagoras-Frage« (Beilage zum Bericht der Realschule auf der Uhlenhorst, Hamburg 1897, S. 7) gegeben hat: »Überall entscheidet das Wahrnehmungsvermögen des Menschen, ob etwas ist oder nicht ist. Dabei nehmen wir an, dass Protagoras es im Unklaren gelassen hat, ob er unter Wahrnehmung nur die sinnliche Wahrnehmung oder jede Art von Kenntnisnahme verstanden hat, ob der Mensch als Individuum oder als Gattung zu fassen sei, ob über die Existenz von Dingen oder von Eigenschaften entschieden werden soll. Zugleich aber glauben wir, dass Protagoras durch die Fassung seiner Lehre, durch die Beweisführung und die Beispiele, ja sogar durch die Tendenz, in welcher er den Satz niederschrieb, dem Plato ein gutes Recht gegeben hat, seine Lehre aufzufassen als den Ausdruck des Subjektivismus auf sensualistischer Grundlage.«

Seienden mit den Worten die Wahrheit oder Falschheit dieser abhängig gemacht und gezeigt wird, dass es in der That auch falsche Wörter giebt, mithin die Behauptungen beider Sophisten hinfällig sind. Gegenüber diesen Behauptungen, welche unter Zustimmung des Hermogenes verworfen werden, stellt Socrates seinerseits die Ansicht auf, dass die Dinge von Natur ein ihnen eigentümliches, bestimmtes und von der Vorstellung des Menschen unabhängiges Wesen oder Sein besitzen (386 D). Ihm entsprechen die auf die Dinge bezüglichen Handlungen, welche offenbar nur eine besondere Art des Seienden oder, wie Susemihl (a. a. O. S. 148) sagt, nur eine besondere Klasse der Objekte sind. Wie nun alle Thätigkeiten nicht zweckentsprechend ausgeübt werden können, wenn nicht nur sie selbst, sondern auch die Werkzeuge, deren man sich bei ihrer Ausübung bedient, der Natur der Dinge angemessen sind, so sei es auch mit dem Reden, welches ebenso wie das Benennen, als Teil des Redens, eine Handlung sei. Auch hier vertritt Socrates mit der Behauptung, dass nur dann benannt werde, wenn es nicht nach Willkür, sondern der Natur der Dinge gemäss geschehe (387 C.), die strengste $\varphi\acute{o}\sigma\iota\varsigma$: nicht nach unserer Vorstellung, sondern nach der den Dingen eigentümlichen Natur müssen sie benannt werden. Mit Recht bemerkt Deuschle (Sprachphilos. S. 59; vgl. Susemihl a. a. O. S. 148) dazu, dass hier die Thätigkeiten rein objektiv, d. h. passiv aufgefasst werden: »es gehört zur Natur der Dinge, benannt und zwar ihrem Wesen gemäss benannt zu werden.« Durch diese Gegenüberstellung des aktiven Nennens und des passiven Benanntwerdens gemäss der Natur der Dinge wird dasselbe von verschiedenem Standpunkte, zuerst von dem des Subjekts, dann von dem des Objekts ausgesagt und dadurch die Wahrheit der Behauptung gewissermassen verstärkt. Aber diese Erörterung dient auch noch einem anderen Zwecke: sie ist das Gegenstück zu den Behauptungen der beiden Sophisten Protagoras und Euthydemus, von denen jener vom Subjekt, dieser vom Objekt ausging, um ihre Theorie von der Berechtigung subjektiver Willkür bei der Namengebung zu beweisen (386 E bis 387 D). — Bei seinem weiteren Vergleiche der Namengebung mit anderen Thätigkeiten kommt Socrates zu dem Resultate, dass wie diese so auch jene eines Werkzeuges bedürfe, nämlich des Wortes. Und indem Socrates die Weberlade und ihren Zweck mit dem Worte vergleicht, folgert er daraus, dass, wie die Weberlade Einschlag und Kette der Gewebe sondert, so auch das Wort das Mittel oder Werkzeug ist, objektiv die Dinge zu sondern und zu unterscheiden, subjektiv über ihr Wesen Mitteilung zu machen und zu belehren (387 D — 388 C) ¹⁾. Diese Definition des Namens oder Wortes als eines Werkzeuges des Redens und seines Zwecks wird später

¹⁾ K. Lersch (Sprachphilosophie der Alten, 3. Bd. S. 22) glaubt, dass Plato »auf einem Abwege« und durch eine »unglückliche Wendung des Gespräches« zu der Behauptung gekommen sei, dass der jedesmalige Name das Werkzeug des Benennens ausmache. Hieronymus Müller (in der Anmerkung 7, S. 670 seiner Übersetzung des Dialogs Kratylus, Leipz. 1851) meint, dass es wohl angemessener war, die Sprachwerkzeuge mit den Werkzeugen des Webers oder des Bohrenden, die Wörter oder Benennungen aber mit der Wolle, die der Weber zu seinem Gewebe, oder mit dem Holze, welches der Bohrende zu seinen Erzeugnissen verwendet, zu vergleichen. Deuschle (Sprachphil. S. 46) sagt, Plato habe den Irrtum, das Wort als ein mechanisches Werkzeug des Redners hinzustellen, absichtlich begangen, um nur zu einem $\delta\eta\mu\omega\nu\alpha\sigma\tau\acute{\iota}\kappa\acute{o}\varsigma$ zu gelangen und durch eine feine, dem Missbrauch huldigende Ironie eine Handhabe für die nachfolgende Kritik zu erzielen; denn »gewiss entging ihm so wenig — das beweisen zahlreiche Stellen — als es Lersch (Sprachphilos. u. s. w. S. 22) entging, dass das Organ des Redens die Stimme ist«. Diese Ansicht berichtigt Deuschle in der Anmerkung zu seiner Übersetzung (S. 41) mit offener Berücksichtigung Susemihls (a. a. O. 148 mit Anm.) dahin, dass die Behauptung Platos, das Wort sei das Werkzeug des Benennens und Redens, nur ein scheinbarer Irrtum sei; objektiv betrachtet könne zwar das Wort als Mittel zum Zweck der Mitteilung angesehen werden; aber subjektives Mittel seien die Sprachwerkzeuge, was auch 423 B anerkannt sei. Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, sondern stelle mich ebenso wie Luckow (De Platonis Cratylus dialogo, Progam, Treptow a. R. 1868, S. 7 fg.) und Steinthal (Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Bd. 1² S. 92) entschieden auf die Seite Platos. Denn der Zweck der menschlichen Sprache ist doch der Ausdruck des Gedankens. Wie aber der Gedanke, wenn er klar werden soll, gegliedert sein muss, so muss auch der menschliche Geist den sprachlichen Ausdruck artikulieren oder gliedern, indem er die verschiedenen Sprachlaute, die er vermittelt der Sprachwerkzeuge bildet, dem Gedanken entsprechend zusammenordnet und gliedert. Diese Gliederung ist nicht eine nur physiologische und lediglich durch die Sprachlaute bedingte und gegebene, sondern ebenso sehr eine von dem menschlichen Geiste für den Zweck des sprachlichen Ausdrucks gewollte. Aus diesem zweifachen, einerseits physischen, andererseits psychischen Prozesse geht das Wort hervor, welches zum Ausdruck oder zur Mitteilung des Gedankens dient, folglich ein Werkzeug des Redens ist. Der einzelne sprachliche Laut ist nicht im stande einen Gedanken zu vermitteln. (Vgl. G. von der Gabelentz, die Sprachwissenschaft, Leipzig 1891 S. 5. ff.). — Schmidt (a. a. O. S. 21) benutzt Deuschles Erörterung mit Unrecht zur Unterstützung seiner Behauptung, dass hier nicht von dem die Sprache Bildenden, sondern von dem des fertigen Wortes sich Bedienenden die Rede sei.

(430 ff; 433 u. 435) nicht unwesentlich verändert; danach ist auch der Satz zu beurteilen, dass nur der des Mitteilens Kundige die Wörter richtig gebrauchen werde (388 C). — Da nun der Brauch, das Gesetz, uns die Worte überliefert, so muss der, welcher den zum Gesetz gewordenen Brauch (νόμος¹⁾ 388 D) eingeführt und überliefert hat, also der Gesetzgeber (νομοθέτης 388 E. 389 A) zugleich auch der Wortbildner sein, der natürlich die Kunst des Benennens versteht.²⁾ An diese Erörterung schliesst sich ungezwungen eine Betrachtung des Gesetzgebers in seiner wortbildenden Thätigkeit. An ihn stellt Socrates dieselbe Forderung, wie an jeden anderen Künstler, nämlich dass er die allgemeine Idee des Gegenstandes mit Berücksichtigung seines besonderen Zweckes wiedergeben müsse, wobei, wie Benfey (a. a. O. S. 240) richtig bemerkt, auch auf den Stoff bereits Rücksicht genommen ist. Demnach muss auch der Gesetzgeber einerseits das Urbild des Wortes, andererseits die naturgemässe, besondere Eigentümlichkeit des Wortes in Lauten und Silben wiedergeben. Trotz dieser Naturbedingtheit des Wortes wird gleichwohl allen Völkern eine besondere und zwar richtige Sprache zugestanden, wofern nur die Worte nach demselben Prinzip der Richtigkeit gebildet sind und der Grundtypus oder allgemeine Charakter der dadurch bezeichneten Gegenstände in ihnen ausgedrückt ist (389 — 390 A). Treffend erkannten Steinhart (a. a. O. S. 558 und Susemihl (a. a. O. S. 150 Anm. 254) darin den freien Blick Platos, dass er auch den barbarischen Sprachen eine gleiche Richtigkeit wie der griechischen Sprache zuerkennt. — Dem sprachbildenden Gesetzgeber tritt der die Sprache gebrauchende, in Fragen und Antworten geübte Dialektiker (390 C, D) zur Seite, der, da er die Wörter gebraucht und deshalb das massgebendste Urteil über ihren Wert fällen kann, die Beurteilung und Leitung der Thätigkeit und des Werkes des Sprachbildners zugewiesen erhält. Es ist interessant und für die Beurteilung des Dialogs als eines Kunstwerks wichtig, dass Plato am Schlusse dieses ersten Teiles seiner Untersuchung zum Anfange zurückkehrt und dadurch gewissermassen einen Kreislauf herstellt, indem er folgende Sätze des Anfangs in einer zum Teil erweiterten Form wiederholt: 1) Die Namengebung ist nichts Unbedeutendes (390 D; vgl. 384 B). Erweiterung: Sie ist auch nicht die Aufgabe oder Sache unbedeutender Männer oder des ersten besten (390 D u. 391 B). — 2) Die Behauptung des Kratylus, dass den Wörtern eine naturnotwendige Richtigkeit der Namen zukommt (388 A), ist richtig (390 D). Erweiterung: Daher hat Kratylus auch recht, wenn er sagt, dass nur der ein Meister der Wortbildung ist, der dabei sein Augenmerk darauf richtet, das Wort zu bilden, welches dem Dinge zukommt und entspricht, und den Begriff oder die Ideen des Wortes in die Buchstaben und Silben einzuprägen versteht (390 E). — 3) Socrates erklärt, über die Richtigkeit der Namen nichts Rechtes zu wissen, ist jedoch zu gemeinsamer Untersuchung bereit (384 B, C; vgl. 391 A). — Dieser erste Abschnitt des Dialogs führt zunächst in die Streitfrage ein und entwickelt dann in aufsteigender Reihe einige vorläufige Begriffsbestimmungen, die zwar im dritten Abschnitte zum Teil eingeschränkt, zum Teil zurückgenommen werden, aber für den Gang und die Entwicklung der Untersuchung immerhin von Bedeutung sind. Daher haben zahlreiche Kratylusforscher wie Schleiermacher, Luckow, Classen u. a. diesen Abschnitt für ernsthaft angesehen, während Susemihl und Deuschle einzelne seiner Teile nicht ernst nehmen zu müssen glaubten. Niemand aber hat den Ernst dieser Untersuchungen mehr hervorgehoben, als J. Steinhart (a. a. O. I², S. 96 fg.), der die ganze Entwicklung als echt platonisch betrachtet und zur Rechtfertigung Platos einen kleineren Auschnitt aus der induktiven Logik des englischen Philosophen John Stuart Mill wiedergibt, in dem unter anderen wörtlichen Anklängen an Platos Kratylus sich auch der platonische Ausspruch findet: »Die

¹⁾ Die Ansichten der Gelehrten über den Gesetzgeber als Wortbildner werde ich in einem besonderen Anhang ausführlicher erörtern, damit nicht die Darstellung des Gedankenganges des Dialogs zu lange unterbrochen wird.

²⁾ Deuschle (Sprachphil. S. 46), dem sich Susemihl (Gen. Entw. S. 146. 149) anschliesst, folgert aus 385 A »indirekte«, dass nach Plato die Benennung der Dinge keineswegs die Sache des Einzelnen sei, sondern vielmehr des Staates: »Doch der Einzelne überkommt von dem Ganzen der Gesellschaft, in der er lebt, die nationale Sprache, ohne das Recht nach Willkür umzunennen. Die Sprache fände sich sonach mit dem Grunde ihres Entstehens in ganz gleichem Verhältnis wie der Staat.« Und Susemihl (149) sagt, die Sprache werde von Plato für ein — ungeschriebenes — Staatsgesetz erklärt. Die angezogene Stelle giebt jedoch keinen zwingenden Grund zu solchen Deutungen.

Sprache ist ein Instrument des Gedankens und ein Mittel zur Mitteilung der Gedanken« (= 388 C). Damit stimmt die Schlussfolgerung Mills überein: »Wir müssen also bei der Aufzählung und Klassifikation der Dinge bei den Namen anfangen und sie als einen Schlüssel zu den Dingen gebrauchen, sodass wir uns alle Distinktionen, nicht wie sie ein einziger Forscher von vielleicht beschränkten Ansichten, sondern wie sie der Gesamtgeist der Menschen erkannt hat, vor Augen bringen«. Daher bezeichnet Steintal Mill geradezu als einen Cratylus redivivus.

II. Der zweite Teil des Gespräches (391 A — 427 D).

Dieser, der sogenannte etymologische Teil des Gespräches, ist der längste und zerfällt in mehrere Unterabteilungen, deren erste bis 397 A reicht und gewissermassen die Einleitung bildet Hermogenes nämlich, welcher gegen die von Socrates behauptete naturnotwendige Richtigkeit der Namen nichts einwenden kann, sich aber doch auch nicht sonderlich von ihrer Wahrheit überzeugt fühlt, drängt den Socrates zu der Untersuchung, wie in der Sprache, und zwar im besonderen in den einzelnen Benennungen diese Richtigkeit sich nachweisen lasse (391 A; vgl. 397 A). Socrates verweist ihn auf seine frühere Erklärung, dass er selbst nichts wisse, und macht den Vorschlag, sie sollten beide behufs gemeinsamer Belehrung bei den Sachverständigen, nämlich den Sophisten Unterricht nehmen, und zwar bei Kallias, dem Bruder des Hermogenes und Schüler des Protagoras, der die Richtigkeit der Namen kennen müsse, weil er dies alles für viel Geld von Protagoras gelernt habe. Auch bei Beginn dieses Abschnitts zeigt Plato, wie zu Anfang des ersten, seine Gegner, die Sophisten, in einem keineswegs günstigen Lichte; denn er spricht offen von ihrem handwerksmässigen Unterrichte und ihrer Geldgier. — Da Hermogenes des Socrates Vorschlag zurückweist, weil er die »Wahrheit« des Protagoras überhaupt verwerfe, so erklärt Socrates, man solle sich bei Homer und den übrigen Dichtern Rat holen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Plato mit diesem Ausspruche gewisse philosophische Richtungen, besonders die der Sophisten, treffen wollte, welche sich, wie z. B. der Dialog Protagoras zeigt, mit der Erklärung der Schriftsteller, besonders Homers beschäftigten, hauptsächlich um aus ihren Schriften Beweise für ihre philosophischen und sprachlichen Forschungen zu gewinnen. Daraus würde es sich auch — freilich nur zum Teil — erklären, weshalb Plato gerade diesem Abschnitte eine so grosse Dosis Ironie beimischte. Denn einen grossen Teil der Ironie richtet Plato gegen sich selbst. Er fühlt sich auf dem Boden der Etymologie, den er betreten hat, weder heimisch noch sicher. Dies geht hervor aus den einschränkenden Zusätzen »ich glaube«, »es scheint so«, »vielleicht« u. a., mit denen die Untersuchung ihren Fortgang nimmt, ferner aus dem nach meiner Meinung völlig ernst zu nehmenden Bekenntnis des Socrates, dass es seine und des Hermogenes Kräfte vielleicht übersteige, zu ermitteln, ob den Bezeichnungen, welche die Götter bei Homer gebrauchen, eine grössere Richtigkeit zukomme als den von den Menschen für dieselben Menschen und Dinge gebrauchten (392 A B). Selbst die berüchtigte und in der That ziemlich verdächtige Berufung des Socrates auf Euthyphron aus dem Demos Prospalte, »den wir aus dem gleichnamigen Dialoge Platos als einen wahnbegeisterten Vertreter einer falschen Frömmigkeit und unkritischen Mythologen kennen« (Deuschle, Einl. S. 19), der ihm in seiner Begeisterung Leib und Seele mit seiner dämonischen Weisheit erfüllt habe, so dass er sich morgen, wenn möglich, durch einen Priester reinigen lassen, jetzt aber ihr noch folgen werde — diese Berufung richtet nach meiner Meinung ihre Spitze ebenso sehr gegen Plato selbst als gegen die Willkür und die Spitzfindigkeiten gewisser Philosophen (wahrscheinlich auch Sophisten, vgl. Benfey S. 249) bei der Behandlung solcher Fragen. Er deutet damit an, dass er sich dessen wohl bewusst ist, wie gross das Wagnis sei, wenn er als erster nach einer gewissen Methode (τύπος) etymologische Forschungen anstellt, ohne Vorarbeiten anderer benutzen zu können; daher verspottet er sich selbst und nennt Euthyphron als den Urquell seiner in mächtiger Fülle hervorsprudelnden neuen Weisheit, die doch nicht immer einwandfrei ist. Von demselben Gesichtspunkte aus muss man auch den köstlichen Humor Platos an der Stelle (392 D) beurteilen, wo Sokrates den Hermogenes, weil er zu bereitwillig und voreilig dem gefundenen Ergebnisse

zustimmt, mit den Worten anfährt: »Wie, du willst die Sache verstehen, während ich selbst sie noch nicht verstehe?«, so dass Hermogenes eingeschüchtert gesteht: »Wahrhaftig, auch ich verstehe es nicht«. Doch wenden wir uns nun zu den einzelnen Erörterungen dieses Abschnitts. Zunächst weist Socrates auf die bei Homer nur von den Göttern gebrauchten Wörter im geraden Gegensatz zu den bei den Menschen üblichen Bezeichnungen hin und hält die Unterscheidung Homers für eine wichtige und herrliche Beobachtung; denn die von den Göttern gebrauchten Bezeichnungen müssen richtig sein, da ihnen die naturgemässen Benennungen bekannt sind. Inwiefern diese Worte nicht ernst gemeint sein sollen, vermag ich nicht einzusehen. Haben doch sicherlich viele Leser vor und nach Plato diese Unterscheidung einer Götter- und Menschengesprache bei Homer wahrgenommen und nach ihrem Grund und Zweck gefragt. Und sollte es wirklich so sehr lächerlich sein, wenn Plato den altertümlichen und — weil sie dem Volksbewusstsein entschwunden waren — auf die Götter als Urheber zurückgeführten Wörtern eine grössere Richtigkeit als den späteren durch Satzung und Übereinkunft gebildeten Wörtern zuschreibt, da doch bei allen Völkern in den ältesten Zeiten der schöpferisch gestaltende Sprachquell breiter und tiefer fliesst, sodass die älteren Wortbildungen den Begriff der Sache deutlicher hervortreten lassen? Freilich den Grund für die grössere Richtigkeit der dem Sprachschätze der Götter entlehnten Wörter vermag Plato nicht anzugeben. — Auch die Bemerkung Platos, dass, wenn Menschen doppelte Namen beigelegt werden, derjenige Name, welcher Frauen seinen Ursprung verdankt, eine geringere Richtigkeit besitze, als der von Männern ausgehende, darf nicht befremden, da die Griechen bei ihrer bekannten Geringschätzung der geistigen Fähigkeiten der Frauen diese eben für weniger verständlich hielten als das männliche Geschlecht. Aus der weiteren Untersuchung der Eigennamen, bei der Plato grosse Unsicherheit und Vorsicht zeigt (vgl. 393 B), ergibt sich der Satz, dass die Namen ursprünglich Gattungsnamen sind; denn gemäss der unmittelbaren Naturnotwendigkeit muss der Sprössling der Gattung auch den Namen der Gattung tragen, wofern er nicht etwa wie durch ein Wunder aus der Art schlägt (393 B). Aber die hinzugefügte Warnung Platos vor täuschender und irreführender Anwendung dieses Satzes darf nicht übersehen werden. Denn während der Satz für die naturgemässe Art seine volle Gültigkeit behält, ist seine Anwendung auf den Stand oder Beruf ganz falsch (Vgl. Benfey a. a. O. S. 248); denn hier hört die Gattung auf eine Naturnotwendigkeit in sich zu tragen und beruht nur auf der subjektiven Zusammenfassung vieler Erscheinungen derselben Art in eine Einheit, aber mit der Möglichkeit des Wechsels selbst an denselben Individuen. Der König gehört nur mit Notwendigkeit zur Gattung Mensch; aber er selbst kann aufhören, König zu sein, wie vielmehr noch seine Söhne!« (Deuschle, Sprachphilos. S. 60). Noch bedenklicher ist es, wenn dasselbe Prinzip auf das freie sittliche Gebiet übertragen wird (394 A. D), sodass von einem Guten ein Guter, von einem Schönen ein Schöner abstammen muss, wofern der Sprössling nicht wie durch ein Wunder aus der Art schlägt. Dadurch würden auch auf sittlichem Gebiete Gattung und Art mit unabänderlicher Naturnotwendigkeit bestimmt sein. Das aber ist eine Überspannung des eben gewonnenen Grundsatzes; denn wenn auch der Name an sich eine Gattung bezeichnet, so wird doch bei der Bildung der Eigennamen die Naturnotwendigkeit durch die Freiheit und Eigentümlichkeit des denkenden Menschen beschränkt. Deuschle findet es erklärlich, dass Plato in dem Namensunterschiede der Griechen, die doch nur einen, individuellen Namen besaßen, auch deren sittliches Wesen charakterisiert wissen wollte, da er die Eigennamen als ein Urteil über die Natur des Menschen ansah, so dass sie den Satzbegriff schon in sich schliessen. D. verweist dabei auf 480 E; indessen noch treffender ist die Erklärung des Namens Zeus, bei der wohl eine Erinnerung an Heraklits Aussprüche wirksam gewesen sein mag (Steinthal I², Seite 176, unter 8); Programm Brieg, 1892, S. 14 Anm. 1). — Aber innerhalb dieser strengen Naturnotwendigkeit gestattet dennoch Plato mit seinem weiten, die ganze Fülle der Einzelerscheinungen umfassenden Blicke dem Wortbildner in der lautlichen Zusammensetzung seiner Wortgebilde eine grosse Freiheit durch das Zugeständnis: »Ob der Name dasselbe in diesen oder jenen Silben bedeutet, das thut nichts zur Sache; auch nicht, ob ein Buchstabe hinzutritt oder weggelassen wird, solange nur das Wesen des Gegenstandes in dem Namen sich kundzugeben im Stande ist (390 D)«. Denselben Gedanken wiederholt

Plato etwas später (394 B) und erläutert ihn durch folgenden, treffend gewählten Vergleich: »Es ist erlaubt in den Silben Mannigfaltigkeit walten zu lassen, sodass die Worte einem Laien wohl von einander verschieden erscheinen, während sie doch dieselben sind. So erscheinen uns ja auch die von den Ärzten gegebenen Heilmittel, sobald in ihren Farben oder Gerüchen Mannigfaltigkeit herrscht, verschieden, während sie doch dieselben sind. Dagegen dem Arzte, der auf die Wirkung (Heilkraft) der Heilmittel sieht und sich durch die Zusätze nicht irreführen lässt, zeigen sie sich als gleich. So sieht vielleicht auch der auf dem Gebiete der Wortbildung Sachverständige auf die Wirkung (Bedeutung) der Worte und lässt sich nicht irreführen, wenn ein Buchstabe zugesetzt oder umgestellt oder weggelassen ist oder wenn überhaupt die Wirkung des Wortes in ganz anderen Buchstaben liegt« (394 A. B; vgl. 394 C). Kein anderer als der Altmeister der allgemeinen Sprachwissenschaft, Steinthal hat die Tragweite dieses Gedankens mit den Worten gewürdigt: »Kann die Wissenschaft der Etymologie heute anders sagen, als Plato? Das angeführte Gleichnis mit der Arznei könnte in einem Buche unseres Pott stehen; auch er würde sagen: nicht nach dem äusseren Laute müsst ihr das Wort beurteilen, sondern nach der *δύναμις* der Laute; denn es giebt einen inneren, dem sinnlichen Ohre nicht vernehmbaren Gleichklang. Diese Erkenntnis Platon zutrauen muss ihn ehren; und so dürfen wir ihn auch ehren« (Sprachwiss. I², S. 100). Diese Wertschätzung würde auch nicht sonderlich gemindert werden, wenn jemand behaupten wollte, Plato habe seinen Satz aufgestellt, weil er den Inhalt (Begriff, die Idee) des Wortes für wichtiger hielt als die Form, in die es gekleidet war, und deshalb diese hinter jenem zurücktreten liess. — Socrates weist nun an einigen Paaren von Eigennamen, die nur einen oder gar keinen Buchstaben gemeinsam haben und doch dasselbe bedeuten, nach, dass die Identität der Benennungen einer und derselben Sache nicht von der Identität ihrer Laute, sondern ihres begrifflichen Inhalts abhängt (393 B; vgl. Benfey S. 247). Indessen auch die Untersuchung der Etymologie der nun folgenden Eigennamen¹⁾ ergibt nicht mit Sicherheit die Richtigkeit der Namen; dagegen zeigt es sich schon jetzt, dass das Prinzip der Naturnotwendigkeit erheblich eingeschränkt wird. Der Zufall, der bereits 394 E (vgl. 397 A) als Namenbildner erwähnt wird, erscheint 395 E noch einmal als Bildner der Sage und der mythischen Namen²⁾. Viele führen dieselben Namen wie ihre Vorfahren, ohne dass sie allen von ihnen immer zukommen; die Namen anderer hinwiederum bezeichnen nicht das Wesen ihrer Träger, sondern nur die Wünsche derer, welche ihnen diese Namen beilegen (397 B). So ist das Prinzip der Naturnotwendigkeit bei der Namengebung bereits mehrfach durchbrochen.

Die Untersuchung wendet sich jetzt mit Ausschluss der üblichen Namen von Heroen und Menschen, welche als trügerisch und irreführend verworfen werden (397 B; vgl. 394 E), der Betrachtung derjenigen Bezeichnungen zu, die ein ewig sich gleich bleibendes Wesen besitzen, da man hier die grösste Sorgfalt in der Beilegung der Namen voraussetzen und ein objektives Verhältnis der Worte zu dem Wesen der Dinge erwarten darf (397 B). Allerdings ist es hier nicht ausgeschlossen, dass diese Namen mehr unter Einwirkung der Götter als der Menschen gebildet wurden (397 C). Aber schon aus der bei der Etymologie von *θεοί* gemachten Bemerkung, diese Benennung sei wahrscheinlich von den ersten Menschen Griechenlands gebildet worden, welche, wie auch gegenwärtig noch viele Barbaren, die sich bewegenden Himmelskörper als Götter angesehen hätten (377 C. D.), geht später der wichtige Satz hervor, dass in den Namen der Götter sich nicht ihr wirkliches Wesen, sondern nur die Vorstellung der Menschen über sie kundgebe (401 A). Also auch diese Wörter ermöglichen dem Menschen keine Einsicht in die Richtigkeit der Namenbildung. Dadurch wird nicht nur das einseitige

¹⁾ Auch hier zeigt sich Plato in der Anordnung der Reihenfolge der von ihm vorgeführten Eigennamen als wahrhafter Künstler; denn, wie Schmidt (a. a. O. S. 31) schön und treffend sagt, »es ist jedenfalls eine sinnige Zusammenstellung, dass uns im Uranus mit dem zum Himmel gerichteten Blick zunächst der den reinen Gedanken repräsentierende Gott entgegentritt, aus diesem Zeus als der Schöpfer alles Lebens hervorgeht und dann die direkten Nachkommen desselben (Pelops, Atreus, Agamemnon, Orestes) als die Träger aller Arbeit und alles Leids der Erde genannt werden«.

²⁾ Diesen Gedanken Platos hat erst die mythologische Forschung des 19. Jahrhunderts aufgenommen und verwertet durch die Annahme sogenannter »ätiologischer« Sagen, d. h. Sagen, bei denen entweder der Inhalt zur Bildung des Namens oder der Name zur Bildung der Sage geführt hat.

und starre Prinzip der Notwendigkeit gewaltig erschüttert, sondern auch das im dritten Hauptteile sich ergebende Resultat vorbereitet, dass, da die Vorstellung richtig und falsch sein kann, die Sprache nicht Quelle unserer Erkenntnis sein kann. Die nun folgende Unterabteilung des zweiten Hauptteils zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster (bis 421 C) die vermitteltst anderer Wörter etymologisch erklärlichen, also ableitbaren Wörter, und zwar sowohl einfache als auch zusammengesetzte behandelt, deren zweiter Abschnitt aber die unableitbaren Wörter, welche nach Socrates die Elemente der ableitbaren sind (421 D), zum Gegenstande hat. Wie zweckmässig und von Platos Einsicht zeugend diese Umkehrung der natürlich erscheinenden Ordnung ist, hat Benfey (a. a. O. S. 253 fg.) erkannt und dargelegt.

In der Untersuchung des ersten Abschnitts werden die etymologischen Erklärungen folgender drei Wörterklassen gegeben: 1) der Begriffe »Gott«, »Mensch« sowie der Bestandteile des Menschen (»Leib« und »Seele«), und der einzelnen Götternamen, bei denen nach altem Brauch Hestia den Anfang macht (bis 408 D); 2) der Namen der Naturelemente, wie Sonne, Mond und Sterne, Erde, Äther, Luft, Feuer, Wasser u. s. w. (bis 410 D); 3) der ethischen und metaphysischen Begriffe (bis 421 B). Socrates will also zunächst die Richtigkeit der ableitbaren Wörter zeigen. Die technischen Ausdrücke, deren er sich bei diesem Geschäfte der Identifizierung des begrifflichen Inhalts mit dem etymologischen Werte der Namen bedient, um ihre Richtigkeit, Ableitung, Trennung oder Verbindung, endlich die Erkenntnis sowie die Absicht des Onomatopeten zu bezeichnen, hat Benfey (a. a. O. S. 256—262) ebenso fleissig gesammelt als scharfsinnig unter allgemeine Gesichtspunkte gruppiert. — Die Etymologien werden auf wenige Stämme zurückgeführt, welche zumeist das Gehen, Fliessen und überhaupt Bewegung bedeuten, zum Teil aber das Gegenteil davon bezeichnen, nämlich das, was die Bewegung hemmt oder fesselt. Somit wird ein metaphysisches Prinzip in der Sprachbildung vorausgesetzt, nämlich das des Heraklit, der wiederholt erwähnt wird, von dem ewigen Werden und Flusse aller Dinge. Gleichwohl nimmt Plato dieses Geständnis, dass ein oder mehrere solcher metaphysischer Prinzipien bei der Bildung der Worte wirksam waren, insofern im dritten Hauptteile zurück, als er erklärt, dass, wenn die Wortbildner die Worte wirklich mit dem Gedanken bildeten, alles sei immer in Gang und Fluss, — und er glaubt, dass sie dies thaten — sich die Sache nicht so verhält, sondern dass die Wortbildner gleichsam in einen Wirbel geraten sind, in den sie uns nachziehen (439 C; vgl. 411 B. C). Vollends in der praktischen Verwendung dieser Prinzipien, besonders von 411 B an, liegt eine unverkennbare Verspottung der Etymologien, deren sich Kratylus und andere bedienten, um die Sprache als Beweis für ihr philosophisches System, nämlich das erwähnte Prinzip Heraklits, zu benützen. Gegen sie polemisiert Socrates, indem er darauf aufmerksam macht, dass der Schwindel, die rastlose Bewegung, von dem das Subjekt, nämlich der Namenbildner befallen werde, auf die Objekte übertragen werde (411 B). Daher haben wir den Eindruck als ob diese von dem Subjekte den Dingen angedichtete rastlose Bewegung, der fortwährende unruhige Wechsel von ihnen selbst ausginge. Aber der Sprachbildner, der die Erscheinung der Dinge mit ihrem Sein verwechselte, hat diese seine Vorstellung in das Wort hineingelegt. Dieses gewährt uns daher keine objektive Erkenntnis, sondern spiegelt nur die subjektive Auffassung des Wortbildners wieder (411 B; 439 C; vgl. Deuschle, Sprachphil. S. 62).

Die einzelnen Etymologien dieses Abschnitts vorzuführen kann ich füglich unterlassen; sie sind vollständig verzeichnet in meiner Inhaltsangabe des Dialogs (Programm Brieg 1893, S. 3—14). Dagegen ist es von grossem Interesse zu sehen, welche Methode (τόπος) Plato bei der Etymologisierung angewandt hat und welches ihr Ergebnis ist. Wenn man den Sinn der Worte (= das was sie sein wollen oder was sie gemäss der Erkenntnis und Absicht des Namenbildners sein sollen: 401 C. 414 B. C. D. 415 B. 417 D. 418 B. C.) ergründen will, so muss man sich vor Augen halten, dass die meisten Wörter mannigfaltige lautliche Veränderungen erfahren haben: Einzelne Wörter haben eine kleine Verschiebung erlitten (398 C. D), zum Teil infolge veränderter Quantität der Silben (Längung oder Kürzung des Vokals) und des dadurch bedingten Klanges des Wortes (416 B). Buchstaben sind entweder in der Mitte (403 A. 414 C. D. 417 B. 419 B.) eingeschoben oder am Anfang und Ende zugesetzt (414 C. 418 A). Andererseits sind Buchstaben aus der Mitte (407 A. 412 A. 418 E. 414 D.

418 A) ausgestossen oder am Ende abgeworfen (407 B. 414 C). Oft werden Buchstaben mit einander vertauscht (404 C. 407 B. 418 C. 419 A. B). Andere Wörter erhalten dadurch eine veränderte Gestalt, dass infolge einer anderen Betonung eine leichte Silbe schwer wird und umgekehrt (399 A). Auch sonst finden sich kleine Abweichungen, welche durch die Aussprache hervorgerufen sind (410 A). Am schwierigsten ist der Sinn derjenigen Wörter zu ermitteln, in denen mehrere Buchstaben oder Silben zusammengezogen sind oder welche selbst aus mehreren Wörtern, aus einem Satze »zusammengedämmert« sind; diese muss man wieder auseinanderhämmern (421 A. C). — Welches sind nun die Ursachen dieser lautlichen Veränderungen? Offenbar war es sehr oft die leichtere, bequemere Aussprache, welche die Leute höher schätzten als den wahren Sinn der Wörter (404 C. 413 A. 414 C.) Einzelnen Wörtern wollte man ein gefälligeres (402 E.) oder prächtigeres, prunkvolleres (418 B. C) Äussere verleihen und gab ihnen daher eine neue, moderne Aussprache, indem man einzelne Verschönerungen (407 C. 408 B. 414 C. 417 E) anbrachte; ja sogar ein tragisches Pathos suchte man in die Wörter hineinzulegen (414 C. 418 D), sodass bisweilen schon die Stamm- oder Grundwörter, welche durch ihre Form die Bedeutung mehr als die neugebildeten Wörter erkennen liessen, seitens der Vorfahren verändert wurden (414 C. 418 C). Und doch giebt es gerade im tragischen Lebenskreise die meisten Mythen und Lügen. Aber auch ferner liegende Ursachen führten die Veränderung der Wörter herbei: Die Furcht der Menschen, welchen die richtige Bedeutung des Wortes verborgen blieb, es möchte das Wort in seiner ursprünglichen Gestalt von schlimmer Vorbedeutung sein (405 E), die Vorliebe der Vorfahren für die Buchstaben δ und ι (418 B), die absichtliche Verdunkelung der Worte (404 C. vgl. 402 C. 405 E), das Streben, neben der ernsthaften Form noch eine andere zu schaffen, welche einer mehr scherzhaften Auffassung der Dinge entspricht (418 B)¹, endlich die durch die Länge der Zeit bewirkten Veränderungen (414 C. 419 D). Denn die Alten (407 A. vgl. 308 B. D. 418 B. 419 B), ganz Alten (411 B) und Uralten (418 C) sprachen zwar auch den attischen Dialekt (398 D, vgl. 398 B. 418 B. 419 B); aber es war der altattische Dialekt (410 C). Daher erklärt es sich, dass einzelne alte Wörter und auch bisweilen die alte Aussprache uns erhalten sind, besonders durch die Frauen (418 C. 419 E); dagegen die meisten alten Wörter sind lautlichen Veränderungen unterworfen worden, obwohl sie den ursprünglichen Sinn besser bezeichneten als die Neubildungen (419 E). Auch die griechischen Dialekte werden zur Erklärung herangezogen (401 C. 407 B), so der dorische (409 A. 412 B) und der thessalische (406 A). Endlich ist auch anzunehmen, dass auch ausländische (barbarische) Wörter in die griechische Sprache eingedrungen sind, da diejenigen Griechen, welche unter fremder Herrschaft standen, sicherlich viele Wörter von den Barbaren angenommen haben (409 E; vgl. 406 A). So wird $\pi\upsilon\rho$ auf die Sprache der Phryger zurückgeführt (410 A). Diesen Fremdwörtern darf man bei ihrer Erklärung keine Gewalt anthun, sondern sie auf sich beruhen lassen (410 A). Sie bieten sogar dem Worterklärer, wenn er nicht weiss, was er mit den Wörtern anfangen soll, eine gute Handhabe, ein Kunstmittel, nämlich alle Wörter, die er nicht deuten kann, kurzweg für Fremdwörter zu erklären (409 E). — Schliesslich zieht Socrates-Plato noch die Ansichten und Aussprüche der Dichter herbei, so besonders Homers (402 A. C. 408 A. 410 B. 412 B. 417 C. und sonst) und seiner zeitgenössischen Erklärer (407 A), Hesiods (496 C), des Orpheus und der Orphiker (402 A und C. 400 C), der Philosophen, wie Heraklit (401 D. 402 A), auf dessen Prinzip der Bewegung er auch sonst noch wiederholt, ohne seinen Namen zu nennen, hinweist (wie 400 C. 412 D. 418 A.), ferner das Anaxagoras (409 A. 413 C), der Philosophen seiner Zeit (411 B), endlich derer, welche eine feinere, tiefere Kenntnis der Musik und Astronomie besitzen (405 D). — Wer nun dies alles berücksichtigt, die lautlichen Veränderungen und ihre Ursachen, die dialektischen und ausländischen Wörter, die Aussprüche und Zeugnisse der Dichter und Philosophen, der ist wohl im stande den Sinn und die Bedeutung der Wörter (401 C. 414 B. C. D. 415 B. 417 D. 418 B.) oder den Sinn, welchen der Wortbildner hineinlegen wollte (418 C), zu erschliessen — dies ist eine grosse Kunst (414 C. D.) — und die beiden in ihnen waltenden Prinzipien der Bewegung und ihres

¹) Diese Formen sind wohl auf die griechische Volksetymologie zurückzuführen.

Gegensatzes, nämlich dessen, was der Strömung entgegengesetzt ist und sie hemmt, der Ruhe (403 A. 404 D. 412 B. 413 E. 416 B. D. 419 A) in ihnen zu entdecken. Die Wörter, welche nur den konträren Gegensatz bezeichnen und mit *a* privativum gebildet sind, bedürfen keiner Erklärung (417 D). Aber hier zeigt sich sogleich das Bedenkliche dieses Prinzips: wenn man es überall nachweisen will, so ist man schliesslich gezwungen oder versucht, soviel einzuschieben und wegzunehmen, dass man jedes Wort für jedes Ding passend machen kann und dass schliesslich infolge der vielen Zusätze zu den Stammwörtern niemand mehr den eigentlichen Sinn der Wörter versteht (414 D); denn wenn man die Wörter nur ein wenig dreht und wendet, so wird im Handumdrehen jedes Wort so verändert, dass es den Gegensatz von dem, was es vorher bedeutete, kundthut (418 A). Daher begegnete es den Menschen der alten Zeit, welche die Namen gaben, sowie den meisten Weisen der Gegenwart, dass es ihnen, wenn sie nach dem Wesen der Dinge forschten, bei dem häufigen Hin- und Herdrehen schwindlich wurde und sie dann meinten, die Dinge drehten sich und befänden sich in fortwährender Bewegung. Sie übertrugen den Zustand ihres Inneren, der doch diese Meinung hervorrief, auf die Gegenstände und behaupteten, die Dinge hätten kein bleibendes, festes Sein, sondern seien immer in Fluss und Bewegung (411 B. C). Hier haben wir den Schlüssel zu der Beurteilung dieses ganzen etymologischen Teiles und besonders der in ihr hervortretenden Ironie. Plato hat kein rechtes Vertrauen zu seiner Forschung; dies beweisen seine Ausdrücke: »es scheint mir,« »ich mutmasse,« »vielleicht sage ich nichts von Bedeutung«, ferner die Warnung vor Täuschung und der Hinweis, er sage dies wie ein Mann, der nichts wisse (z. B. 397 C. D. 398 B. 401 E. 413 D. 415 D). Er sieht ein, dass er, wenn er das heraklitische Prinzip als wirksam in der Sprachbildung erweisen will, der Sprache Gewalt anthun muss und dass seine an sich richtigen Prinzipien in ihr Gegenteil umschlagen. Denn wo war hier die Grenze, jenseits welcher das Massvolle und Wahrscheinliche aufhörte? (414 E). Daher die Fülle von Spott, welche Plato gegen sich selbst richtet, wenn er sagt, Euthyphron habe seine Weisheit ihm eingeflüstert (399 A), oder wenn er mit einer Anspielung auf Homers Ilias sich auf die Trefflichkeit der Rosse Euthyphrons (407 D) oder auf dessen Muse beruft (409 D). Hierher gehören auch die Äusserungen des Socrates, er müsse sich hüten, dass er — durch Euthyphron — nicht noch weiser werde als nötig sei (399 A); er habe einen ganzen Bienenschwarm von Weisheit wahrgenommen und mache immer grössere Fortschritte in der Weisheit (410 E); ferner, er habe nun einmal die Löwenhaut angelegt und dürfe daher nicht feige sein, d. h. tapfer darauf los etymologisieren (417 E); endlich die Aufforderung an Hermogenes, nicht zu peinlich und scharf zu sein, damit er ihn nicht der Kraft entkleide (Anspielung auf Homers Ilias) (414 E). Einen grossen Teil des Spotts legt er dem Hermogenes in den Mund, indem er ihn das Ergebnis seiner Forschung beurteilen lässt. Dieser findet eine Wortdeutung, welche Socrates selbst als spitzfindig und lächerlich (402 A) bezeichnet, kunstvoll (400 B), ein Wort, welches Socrates als wohl zusammengefügt erschlossen hat, absonderlich (405 A), ein anderes dithyrambisch (409 C), eine andere Erklärung als ziemlich dunkel und dialektisch klingend, wiederum eine andere (414 C) als schlüpfrig (wenig begründet). Als Sokrates das Wort *βωλαπτερόν* bildet (417 E), da deutet es dem Hermogenes, als habe ihm jener das Flöten-Vorspiel zum Gesange auf Athena mit dem Munde vorgeflötet (gepiffen) und als seien die Worte kunstvoll. Die Kürze der Erklärungen und die schnelle Aufeinanderfolge der zu erklärenden Worte, welche Socrates gegen das Ende der Untersuchung an die Stelle der weitläufigen Erörterungen treten lässt, veranlassen den Hermogenes zu der ironischen Bemerkung, dass jener die Wörter in zu dichtgedrängten Scharen herbeiführe (420 D).

Aber auch die Gegner gehen nicht leer aus. Die Bemerkung des Socrates, dass die Namenbildung das Werk himmelskundiger Leute gewesen sei (401 B; vgl. 396 C), ist eine Anspielung auf die jonischen Naturphilosophen und ihre Jünger, welche wahrscheinlich durch allegorische Tüfteleien die Wörter zu deuten suchten. Andere suchten die Lehre des Anaxagoras für die Erklärung der Wörter zu verwerten (413 C). Mit schneidender Ironie wendet sich Socrates-Plato gegen die Erklärer Homers und die Gelehrten, besonders die zeitgenössischen (407 A. 411 B), auf dem Gebiete der Musik, Astronomie und Philosophie, die Herakliteer, welche die Lehre ihres Meisters auf die Spitze trieben und in allen

Erscheinungen der Natur und des Lebens wiederfinden wollten (vgl. besonders 401 D. 402 A. 405 D. 407 A. 411 B. 412 D. 414 D. 418 A). Ihnen schreibt er, wie ich oben (S. 11) gezeigt habe, mit strafender Ironie den Schwindel zu, den sie in den Namen und den durch sie bezeichneten Gegenständen finden wollten. Ohne sie immer mit Namen zu nennen, verliert er sie doch niemals aus den Augen. Merkwürdigerweise begegnen uns dagegen verhältnismässig selten die Sophisten; hauptsächlich nur an zwei Stellen, an denen ihr anspruchsvolles, selbstgefälliges Wesen und ihre Sucht, in den Heroen und berühmten Männern der Vorzeit ihre Vorgänger zu erblicken, gezeisselt wird. An der ersten Stelle heisst es nämlich, dass die Heroen in der attischen Sprache Redner und Fragekünstler heissen und daher das Geschlecht der Heroen zu einem Geschlecht der Rhetoren und Sophisten wird (398 E). Und 403 E lässt Plato den Socrates sagen: »So schöne Reden weiss Hades vorzutragen und so ist Hades, wenigstens gemäss dieser unserer Erörterung, ein vollkommener Sophist und ein grosser Wohlthäter derer, die sich bei ihm aufhalten, da er ja auch den Menschen hier in der Oberwelt so viele Güter heraufsendet«. Ähnliches lesen wir im Dialoge Protagoras (316 C—E). Da aber die Sophisten auch das hochtrabende Pathos nicht verschmähten, so kann man auf sie wohl auch die Stelle beziehen, an der gesagt wird, dass die Worte schon sogleich nach ihrer Bildung von Leuten verdunkelt wurden, welche in sie einen hochpathetischen tragischen Klang hineinlegen wollten (414 C; vgl. 408 C, wo gesagt wird, dass es im tragischen Lebenskreise die meisten Mythen und Lügen giebt). In der That liebten es die Sophisten, ihre Ansicht durch Dichterstellen zu stützen und eine streng logische Untersuchung durch einen Mythos zu ersetzen. (Vgl. Protagoras 339 A. 320. 321. 337). — Diese zahlreichen ironischen Wendungen, die Plato zum grossen Teil gegen sich selbst, zum Teil gegen seine Gegner, besonders die sogenannten Herakliteer und die Sophisten richtet, beweisen zur Genüge, wie geringes Vertrauen er zu dem Ergebnis seiner etymologischen Untersuchung hatte. Dazu war er aber ausser den angeführten Gründen um so mehr berechtigt, als er oft mehrere gleichberechtigte Etymologien neben einander stellen konnte (z. B. 401 C. 407 B. C. 409 A. 410 B. 411 D. 420 B; vgl. 415 D). Aus dem Namen Apollo versteht Socrates sogar in weitläufiger Erörterung die vier Kunstfertigkeiten des Gottes, nämlich die der Musik, der Weissagung, der Heilung und des Bogenschiessens herauszudeuten (405—406 A).

Gleichwohl entbehrt dieser Abschnitt nicht mancher ernsthaften Ergebnisse für die Wissenschaft; denn Plato hat eine Reihe grundlegender Wahrheiten entdeckt und mehrere Grundsätze aufgestellt, welche auch die Sprachwissenschaft der neuesten Zeit, freilich infolge der besseren Methode und des reichhaltigeren Sprachmaterials mit grösserem Erfolge und sichereren Ergebnissen verwertet. Es sind dies folgende: 1) Aus mancherlei Gründen, besonders euphonischen, erleiden die Wörter mannigfache Veränderungen in den Lauten, Silben und Accenten; von dieser Voraussetzung darf man nur mit Mass und nicht über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus Gebrauch machen. 2) Einige Wörter sind nur daraus zu erklären, dass sie aus mehreren Wörtern in eins zusammengezogen sind. 3) Im Laufe der Zeit werden die Wörter teils mit teils ohne besondere erkennbare Ursachen entstellt. 4) Bei der Sprachforschung muss man die alten Formen der Wörter heranziehen oder aus den veränderten Formen herauschälen. 5) Die Frauen bewahren am meisten alte Wörter und alte Aussprache. 6) Man muss auch die Dialekte und die fremden Sprachen zu Rate ziehen. 7) Die Namen bieten keine Erkenntnis von dem Wesen der Dinge; denn in ihnen spiegelt sich nur die Vorstellung wider, welche die Menschen von den Dingen besitzen. 8) Die älteste Litteratur gewährt manche Aufschlüsse. — Aus den ersten drei Grundsätzen geht deutlich hervor, dass Plato der Begriff der Entwicklung der Sprache nicht fremd war. —

Bei der fortgesetzten etymologischen Untersuchung kommt Socrates auf gewisse Grund- oder Stammwörter (421 D), welche sich von anderen Wörtern nicht mehr ableiten lassen. Damit beginnt der zweite Abschnitt dieses Hauptteiles. Die Richtigkeit dieser Stammwörter lässt sich nicht durch die Anwendung der bekannten Kunstmittelchen (421 D. 426 A) erklären, nämlich sie auf göttlichen Ursprung zurückzuführen (391 D. 425 D) oder sie für fremdländische (410 A. B. 421 D. 425 E.) oder wegen ihrer Alttertümlichkeit (421 D. 426 A.) für nicht erklärbare Wörter anzusehen. Auch die Stammwörter müssen dieselbe Richtigkeit wie die

abgeleiteten Wörter besitzen, welche darin besteht, dass sie das Wesen der durch sie bezeichneten Dinge offenbaren (422 C). Hier stellt nun Plato die mit Recht viel bewunderte Hypothese auf, dass diese Offenbarung vermittelt des begrifflichen Wertes der Laute als solcher an und für sich geschieht, indem sie aus dem Verbande, in welchem sie in den Wörtern erscheinen, herausgelöst sind. Damit wendet sich die Untersuchung dem phonetischen Elemente der Sprache zu. Die Elemente der Wörter, welche nicht, wie die abgeleiteten Wörter, als Wörter das Wesen eines Dinges zur Darstellung (*δηλωμα*) bringen können, vermögen dies nur vermittelt der Nachahmung (*μιμημα* 423 A. B). Schon früher hatte Plato den ähnlichen Gedanken ausgesprochen, dass die Namen die Abbilder oder Nachahmungen des Wesens der Dinge sind oder sein sollen (402 C. 414 A. 419 C. 420 A. E). Hier vergleicht er die Nachahmung treffend mit der durch die Gebärdensprache vermittelt des Körpers bewirkten Nachahmung; aber er schränkt sie nach der negativen Seite hin ein: er schliesst die Nachahmung der Tierstimmen und die Nachahmung durch Musik, Gesang und Malerei aus; denn diese ahmen nur Klang, Gestalt und Farbe der Dinge, aber nicht ihr Wesen nach (423). Dagegen der Namenkünstler (*ονομαστικός* 424 A) muss das Wesen vermittelt der Laute und Silben offenbaren. Dies aber ist nur möglich, wenn auch in den sprachlichen Elementen ein gewisses Ähnlichkeitsverhältnis zu den Begriffen enthalten ist. Um sie nun nach diesem Verhältnis gegen einander halten und einander anpassen zu können, muss eine gleichlaufende Klassifikation beider vorgenommen werden können. Dinge und Laute müssen auf gewisse Urelemente zurückgehen, aus denen man ihr Wesen zu erkennen vermag; beide müssen in die gleichen Gattungen zerfallen, d. h. ein entsprechend gleiches Wesen besitzen (422 C — 425 B). Wie nun Plato im ersten Abschnitt auf analytischem Wege die Wörter zerlegte und auf die Stammwörter zurückführte, so bildet er hier — oder nimmt vielmehr an, dass die Alten die Wörter so zusammenfügten — auf synthetischem Wege aus den an die Dinge angepassten Lauten Silben, aus diesen die Gegenstands- und Aussagewörter und aus diesen wiederum ein recht grosses schönes Ganze: den Satz (425 A. 427 C). Plato ist sich der Schwächen seines Versuches wohl bewusst; denn obwohl er auch hier nachdrücklich betont, dass die Untersuchung der Methode nicht entbehren dürfe, so lässt er doch den Socrates sowie den Hermogenes auf die parallele Klassifizierung der Dinge und Laute verzichten. Dagegen lässt er jetzt seine berühmte Lautsymbolik folgen, welche nach Benfey (S. 289) »einer der tiefsinnigsten Gedanken in der Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag ist«. Durch sie »ist Plato der Erfinder des onomatopoetischen Prinzips der Sprache, ein Verdienst, an dem kein Hippas und kein Sophist Anteil hat«. (Steinthal I², S. 103). Auch hier macht er den Vorbehalt, dass er die Wahrheit nicht wisse, sondern nur die Meinungen der Menschen zu erraten suche, und fügt hinzu, dass sein Versuch zwar lächerlich und kühn erscheinen werde, gleichwohl aber in Ermangelung eines Besseren gewagt werden müsse (425 C. D. 426 B). Einzelne der treffend gewählten Beispiele ermangeln nicht des Scherzes, so besonders die Etymologie von *κίνησις* (426 C). Es zeugt von der Meisterschaft, mit der Plato die Sprache beherrschte, dass nur solche Beispiele gewählt sind, deren sinnliche Bedeutung schon durch das lautliche Element sinnenfällig wird; jedoch erscheint es bemerkenswert, dass auch die meisten dieser Beispiele die Herrschaft des Prinzips der Bewegung in der Sprache bestätigen. — Dieser Abschnitt des Dialogs ist offenbar alleiniges geistiges Eigentum Platos; darauf weist die Kürze und Gedrängtheit der Darstellung hin, sowie der Umstand, dass Belegstellen aus der Litteratur und Gewährsmänner, denen er dieses oder jenes verdankt, nicht erwähnt werden. Dagegen sagt er 426 B ausdrücklich, dass er seine eigenen Beobachtungen vortrage. — Das Ergebnis dieses Abschnittes ist: Abgeleitete sowie unableitbare Wörter besitzen dieselbe Richtigkeit, welche darin besteht, dass die Wörter das Wesen der Dinge kund thun; dies geschieht aber nicht durch begriffliche Beschreibung des etymologischen Wertes, sondern durch Nachahmung. Dass die Onomatopöie zwar nicht der einzige, aber doch ein wichtiger Factor der Sprachbildung gewesen ist, haben hervorragende Sprachforscher von Herder bis auf unsere Zeit anerkannt, wie z. B. J. Grimm, G. Curtius, Steinthal, von der Gabelentz und andere. A. Krause (Die Ursprache in ihrer ersten Entwicklung, Programme des Gymnasiums zu Gleiwitz 1876. 1878. 1881. 1883) hat mit grossem Scharfsinn und ausgebreiteter Belesenheit ganze Gruppen

von Wurzeln zusammengestellt, welche die Wirkung der Schallnachahmung bei der Wortbildung nachweisen. Vergl. auch R. Patzig, *Über die Entstehung der Sprache*, Programm der Realschule Glauchau 1895, besonders S. 20 ff. Dasselbe hat Polle in seinem interessanten Buche »Wie denkt das Volk über die Sprache?« (Leipz. 1899, S. 47—62) für die Bildung der deutschen Wörter zu beweisen unternommen. Dagegen Pott hat sich sehr zurückhaltend über diese Hypothese geäußert, während andere Gelehrte wie Max Müller und L. Geiger sie geradezu verwarfen (Vgl. R. Meringer, *Indogerman. Sprachwiss.*, Leipzig 1897, Sammlung Göschen No. 59, S. 48 ff.).

III. Der dritte Teil des Gespräches (427 E. — 440 E.)

Socrates selbst verdächtigt seine eben erst vorgetragenen Ansichten als zweifelhaft und unsicher, indem er sagt, sie gäben nur seine Vorstellung wieder, um den Kratylus nochmals zum Aussprechen seines einseitigen Prinzips der naturnotwendigen Richtigkeit der Wörter zu veranlassen und dessen Ansicht um so nachdrücklicher bekämpfen oder berichtigen zu können. Dies geschieht in einer aufsteigenden Stufenfolge der einzelnen Abschnitte (vergl. Benfey S. 293). Unter Benützung der gewonnenen Ergebnisse wird als Zweck der Wörter nochmals hingestellt, dass sie die Mitteilung vermitteln, objektiv über das Wesen und die Natur der Dinge belehren sollen (428 E). Gegen das aus dem Vergleiche der Namengebung mit der Malerei sich ergebende Resultat, dass, wie die Maler, so auch die Gesetzgeber bessere und schlechtere Werke, hier also Worte, schaffen, polemisiert Kratylus in seiner bekannten sophistischen Manier, indem er allen wirklichen Benennungen in seinem Sinne Richtigkeit zuspricht, dagegen die Unmöglichkeit einer falschen Aussage behauptet, da das, was jemand aussage, eben als Gesagtes doch auch etwas Seiendes sei und nur das Nichtseiende falsch sei (429). So kehrt er zu seiner schon erwähnten Behauptung zurück, dass die falsche Aussage keine Sprache, sondern nur ein Geklapper nichtssagender Töne sei (430 A). Schon hier deutet Socrates an, dass eine Ausgleichung der einander widersprechenden einseitigen Prinzipien stattfinden werde und wendet sich nunmehr wieder zur phonetischen Seite der Sprache. Er zeigt, indem er wiederum die Namengebung mit der Malerei vergleicht, dass es entsprechend der mehr oder minder gelungenen Nachahmung besser und schlechter gebildete Benennungen und daher auch Sätze, die ja doch die Verbindung (vgl. dagegen oben S. 6) dieser beiden seien, gebe (— 431 D). Die Forderung des Kratylus, dass ein Wort, um richtig zu sein, sowohl lautlich als auch etymologisch seinen begrifflichen Inhalt wiedergeben müsse, führt zu der wichtigen Scheidung der Kategorien Qualität und Quantität. Denn während diese, die durch jedes Mehr oder Minder wesentlich geändert werde, — wie es z. B. bei den Zahlen der Fall sei — ein Verhältnis vollständiger Gleichheit fordere, könne bei jener nur von Nachahmung und Ähnlichkeit die Rede sein. Denn es liegt in der Natur des Abbildes, dass es die Qualitäten des Dinges selbst nur unvollkommen wiedergibt, weil es sonst nicht mehr ein Abbild, sondern eine Verdoppelung des Dinges selbst sein würde. Allerdings lässt hier Plato ganz ausser Betracht, dass eine vollständige Verdoppelung doch nur bei vollständiger Gleichheit auch des Stoffes möglich wäre (Vgl. Susemihl S. 154; Deuschle Übers. S. 117 Anmerk.; Benfey S. 297). Ein Wort wird also überhaupt richtig sein, wenn es auch nicht alle wesentlichen Buchstaben enthält, wofern nur das allgemeine Wesen des bezeichneten Gegenstandes in ihm ausgedrückt ist. Ebenso bleibe eine Rede doch immerhin Rede, wenn sie auch einen mit den Dingen nicht übereinstimmenden Satz enthalte, so lange nur das Eigentümliche des Dinges, von dem die Rede ist, in ihr enthalten sei. Aber auch hier wird in völliger Übereinstimmung mit dem zweiten Teile daran festgehalten, dass eine Benennung besser oder schlechter gebildet ist, je nachdem das Wesen jedes Dinges mehr oder weniger durch die entsprechenden Laute ausgedrückt ist (— 433 C). Noch einmal wiederholt Kratylus übersichtlich die gewonnenen Resultate, nämlich dass die Wörter, um die Dinge richtig zu bezeichnen, auf Stammwörtern beruhen müssen, in denen die Buchstaben durch ihre Ähnlichkeit mit den Dingen deren Wesen kundgeben, und lässt dem Kratylus nur die Wahl, entweder diese Resultate anzunehmen oder sich für das Prinzip der willkürlichen Satzung zu entscheiden.

Kratylus entscheidet sich für das Erste. Dadurch wird der nun folgende Beweis vorbereitet, dass in der Sprache auch Übereinkunft als Element oder Prinzip der Richtigkeit anzuerkennen sei (— 434 B). Als Beispiel dient das Wort *σκληρότης*, das zwei gemäss der erwähnten Lautphysiologie einander widerstrebende Elemente, nämlich ρ und λ (vgl. 426 E. 427 B. 434 C) enthält, die eigentlich einander aufheben müssten. Dazu kommt, dass dasselbe Wort in gleicher Bedeutung bei den Eretriern *σκληρότηρ* heisst. Der Grund also, weshalb gleichwohl jeder, auch Kratylus selbst, versteht, was dieses Wort bedeutet, muss ausserhalb der Naturnotwendigkeit liegen, nämlich, wie Kratylus sagt, in der Gewohnheit (*ἔθος*), die durch Ähnliches und Unähnliches das Wesen der Dinge bezeichnet und die von Socrates der Übereinkunft (*ἁποδοχήκη*) gleichgestellt wird. Diese Ansicht wird unterstützt durch die Betrachtung der Zahlwörter, welche lediglich aus der Übereinkunft hervorgegangen sind, da sie ja im allgemeinen keine Qualitäten bezeichnen, welche sich durch Anähnlichung der Laute an die Zahlbegriffe selbst darstellen liessen. Da nun erwiesen ist, dass die Sprache auch Wörter enthält, welche teils nur durch Übereinkunft entstanden, teils nur durch sie verständlich sind, weil sie in formaler Hinsicht sich nicht durch die naturnotwendige Richtigkeit erklären lassen, so schränkt Socrates das bisher gewonnene Ergebnis der Untersuchung durch den Satz ein: Obgleich man im allgemeinen an dem Prinzip der naturgemässen Ähnlichkeit, also an der naturnotwendigen Richtigkeit der Wörter festhalten muss, so ist doch auch (Steinthal S. 106 E. sagt fälschlich »bloss«) die Übereinkunft als wortbildendes Element anzuerkennen (435 C). Diese Übereinkunft beruht aber nicht auf der Willkür des einzelnen Menschen, da diese schon durch die Allgemeingültigkeit und Verständlichkeit der Sprache ausgeschlossen ist, sondern »ist ein innerlich vollzogener Consens, unter diesem Zeichen das verstehen zu wollen, unter jenem jenes« (Deuschle, Übers. S. 31; vgl. Susemihl 146. 154; Schmidt S. 70; Benfey 301). — Hiermit schliesst der erste Abschnitt des letzten Teiles; im folgenden und letzten Abschnitt erörtert Plato die Frage, in welchem Verhältnis Sprache und Erkenntnis zu einander stehen. Um zu beweisen, dass die Sprache nicht allein in formaler, sondern auch in materialer Beziehung unrichtige Wörter enthält, lässt Socrates von Kratylus nochmals, in Übereinstimmung mit der von ihm selbst gegebenen Definition (vgl. 388 B. 428 E), als Zweck der Wörter die Belehrung durch Kundgebung des Wesens der Dinge hinstellen (435 D). Daraus aber lässt er den Kratylus den falschen Schluss ziehen, dass, da die Belehrung durch die Wörter sowohl zum Lernen als auch zum Suchen und Auffinden der Dinge dient (436 A), mit dem Finden des Wortes auch das Ding, d. h. dessen Erkenntnis gefunden sei (436 D). Socrates macht auf die Gefahr der Täuschung in der Erkenntnis der Dinge mittelst der Etymologie aufmerksam, da ja der Namengeber die Wörter nur nach seiner Vorstellung, die ja immerhin dem Irrtum unterworfen war, gebildet haben kann (436 B). Die Einwände des Kratylus, dass der Namenbildner mit voller Kenntnis der Dinge die Benennungen gebildet habe, dass, wo dies nicht der Fall sei, die Wörter keine eigentlichen Benennungen seien (vgl. S. 16), endlich dass die von Socrates selbst anerkannte innere Übereinstimmung der Benennungen (vgl. 402. C) die richtige Erkenntnis des Namengebers bezeuge, weist Socrates mit folgenden zwei Gründen als nicht stichhaltig zurück: 1) alle Folgerungen, welche aus einem falschen Prinzip hergeleitet sind, sind selbst falsch, wenn auch die einzelnen Schlüsse mit mathematischer Folgerichtigkeit aus einander abgeleitet sind und unter sich übereinstimmen (436 C. D); 2) in den Wörtern lässt sich die behauptete innere Übereinstimmung nicht durchweg nachweisen, da nicht allen das gleiche Prinzip der Bewegung zu Grunde liegt. Im Gegenteil, es lassen sich ebenso leicht Stämme, welche ein Sein und Beharren, als solche, welche Werden und Bewegung ausdrücken, nachweisen, und zwar bei denselben Wörtern; daher entstehe eine grosse Unsicherheit der Ableitung und Grundbedeutung, sodass die Bezeichnungen der schlechtesten Dinge denen der besten ähnlich werden. Dies wird an einigen Beispielen nachgewiesen (— 437 D). Als Resultat dieser Untersuchung ergibt sich also, dass die Sprache nicht allein in formaler, sondern auch in materialer Beziehung unrichtige Wörter enthält. Angenommen jedoch, dass die Namenbildner die Dinge kannten und dieser Erkenntnis gemäss bildeten, so entsteht doch immerhin die schwierige Frage, was für ein Mittel denn die Sprachbildner besässen, um die Dinge kennen zu lernen, da man ja nach Kratylus die Dinge nur durch ihre Benennungen, die doch erst gebildet werden sollen, kennen lernen konnte. Hier müsste not-

wendigerweise das Vorhandensein einer sprachlichen Mitteilung, das erst erklärt werden soll, vorausgesetzt werden. Der Annahme eines göttlichen Ursprunges der Benennungen widerspricht jener Zwiespalt der den Etymologien zu Grunde liegenden, gleichberechtigten Prinzipien des Stillstandes und der Bewegung, welchen man doch unmöglich auf eine Gottheit zurückführen könne. Wiederum wirft Kratylus vergeblich ein, dass viele Wörter wohl gar keine Wörter sind. Socrates weist es unter Zustimmung des Kratylus ab, durch Abzählen der Wörter zu erfahren, welches Prinzip in der Wortbildung überwiege und somit massgebend sei (437 E—438 C). — Es muss also etwas ausserhalb dieses Streites Liegendes geben, aus dem die Erkenntnis der Dinge geschöpft werden kann: das sind offenbar die Dinge selbst in ihrem Wesen und in ihren verwandschaftlichen Beziehungen zu einander. Denn wenn es auch möglich ist, aus den Benennungen eine annähernd richtige Erkenntnis der Dinge zu schöpfen, so ist doch die untrügliche Erkenntnis aus den Objekten selbst der unsicheren und unvollkommenen aus den blossen Abbildern vorzuziehen. Hiermit ist die Ideenlehre angedeutet, die allein das wahre Wesen der Dinge klar und deutlich machen kann. Gleichwohl lehnt Socrates die Beantwortung der Frage, auf welche Weise sich eine Erkenntnis aus den Dingen selbst gewinnen lasse, als über seine und des Kratylus Kräfte gehend ab (439 B). Dass dies jedoch nur eine bescheidene Form ist und dass Plato die Ideenlehre, die ja in allen Teilen des Dialoges vorausgesetzt erscheint, kannte, hat schon Benfey (S. 313) gut bemerkt, indem er auf die Ausdrücke εἶδος (390 A), οὐσία (386 D. 388 B. C. 423 E. 436 E), ἰδέα (389 E. 439 E) und den häufigen Gebrauch von αὐτό (439 D), αὐτό, ὃ ἔστι (390 B) und ἐκείνο, ὃ ἔστι (389 C) hinwies (—439 C; vgl. Susemihl 160. 164). — Gerade die Annahme des heraklitischen Prinzips der Bewegung in der Sprache mache eine Erkenntnis unmöglich; denn 1) ist dieses Prinzip in der Wirklichkeit nicht in so ausgedehnter Weise darin vorhanden, sondern die Sprachbildner haben den Schwindel und die Bewegung ihrer Vorstellung auf die Sprache übertragen; 2) ist bei der Annahme der fortwährenden heraklitischen Bewegung und Veränderung weder ein Erkennen noch Erkenntwerden, weder ein Subjekt noch ein Objekt möglich und denkbar. Dagegen giebt es etwas den Dingen zu Grunde Liegendes, an sich Seiendes, nämlich die Ideen, in deren Wesen es liegt, stets gleichbeschaffen, also unwandelbar und unbeweglich zu sein, wie z. B. das Schöne, das Gute und jedes Seiende an sich, und nur ihre Qualitäten kann man richtig erkennen und benennen. Damit sagt sich Plato von der heraklitischen Auffassung des Kratylus los und stellt der heraklitischen Lehre von der Bewegung seine eigene vom Sein oder die Ideenlehre entgegen (— 440 B). — Obgleich Plato scheinbar nicht entscheiden will, welche von beiden Lehren grössere Berechtigung hat, so verwirft er am Schlusse doch noch einmal mit Ironie die Worterklärungen Heraclits und seiner Anhänger und rät, man solle sich nicht zu ängstlich an die Worte halten. Schliesslich wird eine gründlichere und eingehendere Untersuchung für die Zukunft in Aussicht gestellt (— 440 E).

Dem dargestellten Gange der Entwicklung des Dialogs entspricht folgende Gliederung:

- A. Einleitung: Feststellung der Streitfrage. These des Kratylus: Es giebt nur eine naturnotwendige Richtigkeit der Wörter. Antithese des Hermogenes: Die Richtigkeit der Wörter beruht auf Verabredung und Übereinkunft, Gesetz und Gewohnheit (cap. 1—2).
- B. Erörterung der Streitfrage.
 - I. Nachweis, dass die Wörter eine naturnotwendige Richtigkeit besitzen (cap. 3—37).
 1. Vorbereitender Teil: Allgemeines über Wörter, Wortbildung und Wortbildner (c. 3—10).
 - a. Das Wort als Teil der Rede kann wahr oder falsch sein. — Damit ist der Satz des Protagoras sowie des Euthydemus widerlegt (c. 3—5).
 - b. Es gehört zur Natur der Dinge, nur ihrem Wesen gemäss benannt zu werden (c. 5 E. bis 6).
 - c. Das Wort ist das Werkzeug des Benennens, um objektiv die Dinge zu sondern und zu unterscheiden, subjektiv über ihr Wesen Mitteilung zu machen und zu belehren (c. 7).
 - d. Der Gesetzgeber, der uns den Brauch (das Gesetz) überliefert, ist der Wortbildner, der natürlich die Kunst der Wortbildung versteht (c. 8).

- e. Dieser muss in jedem Worte die allgemeine Idee des dadurch bezeichneten Gegenstandes unter Berücksichtigung seines besonderen Zweckes wiedergeben (c. 9).
- f. Auch die Sprache der Nichtgriechen ist richtig, wofern nur die Wörter nach demselben Prinzip gebildet sind (c. 9 E.).
- g. Der Dialektiker leitet und beurteilt die Thätigkeit und die Erzeugnisse des Wortbildners (c. 10).

2. Ausführender Teil:

A. Etymologische Erklärung der hauptsächlichsten Wortgruppen nach dem Prinzip der Bewegung und gelegentlich auch seines Gegensatzes, der Ruhe (c. 11—33 E.).

- a. Erklärung der von der Sprache der Menschen abweichenden Bezeichnungen der Göttersprache für dieselben Dinge (c. 12. 13), der Doppelnamen, der Gattungsnamen und Theorie derselben — mit Ausschluss der Eigennamen —, der Namen der Götter und Heroen (c. 13—15).
- b. Erklärung der Bezeichnungen für die Begriffe Gott, Mensch (Leib und Seele) und der einzelnen Götternamen (c. 16—24 Anf.).
- c. Erklärung der Bezeichnungen für die Naturelemente Sonne, Mond Erde u. s. w. (c. 24 u. 25).
- d. Erklärung ethischer und metaphysischer Begriffe (c. 26—33).

B. Aufstellung der Stammwörtertheorie und der Lautsymbolik (c. 33—37).

Resultat: Die Wörter thun das Wesen der Dinge nicht durch begriffliche Beschreibung des etymologischen Wertes, sondern durch Nachahmung kund.

II. Nachweis, dass auch Übereinkunft und Gewohnheit bei der Wortbildung mitwirken (c. 38—43 Mitte).

- a. Wie es mehr oder minder gute Gemälde giebt, so auch mehr oder minder gute Wörter, je nachdem das Wesen der Dinge mehr oder weniger durch entsprechende Laute ausgedrückt ist (c. 38—40).
- b. Gleichwohl werden auch minder gut gebildete Wörter von allen verstanden, selbst wenn sie Lautelemente enthalten, die einander widersprechen. Das ist nur durch das Hinzutreten der Übereinkunft zur naturnotwendigen Richtigkeit möglich (c. 41).
- c. Die Sprache enthält auch Wörter, die in materialer Beziehung falsch gebildet sind, da trotz der bei dem Sprachbildner vorausgesetzten Einsicht in das Wesen der Dinge viele Stammwörter sich nach mehreren entgegengesetzten Prinzipien erklären lassen (c. 42).
- d. Wenn die Erkenntnis des Wesens der Dinge aus den Wörtern gewonnen wird, so konnte sie der Sprachbildner nicht besitzen, da er ja die Wörter erst bilden sollte (c. 43 bis p. 438).

C. Schluss: Ein sicheres Wissen von den Dingen lässt sich nicht ausschliesslich aus ihren Namen, sondern nur aus ihrem Wesen, d. h. aus ihren Begriffen gewinnen. Das heraklitische Prinzip der Bewegung macht sowohl ein Subjekt als auch ein Objekt der Erkenntnis unmöglich. — Aussicht auf eine Wiederaufnahme der Untersuchung über denselben Gegenstand (43 E. bis 44).

Die verschiedenen Ansichten der Gelehrten über die Grundideen des Dialogs und seine Polemik sowie über Zweck und Stellung des etymologischen Teils habe ich früher in gegliedert Darstellung vorgeführt (vgl. Programme Brieg, 1893. 1897). Nunmehr bleibt mir nur noch übrig, meine eigene Ansicht, die, wie schon früher erwähnt ist, nichts wesentlich Neues enthalten kann, in folgendem kurz zu erörtern.

Bevor Plato es unternehmen konnte, ein neues System der Erkenntnislehre aufzustellen, musste er sich zuerst mit den Systemen seiner Vorgänger auseinandersetzen. Das waren in ältester Zeit die Kosmologen, welche vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung die Aussenwelt zu ergründen suchten; aber sie gelangten weder zu einer allgemeingültigen Erkenntnis noch zu einer einheitlichen Weltanschauung. Sie, besonders die Naturphilosophen, führt Plato auch in

unserem Dialoge nicht ohne Ironie vor (vgl. S. 13 E.). Denn er selbst hielt es für unmöglich, dass man vermittelst der sinnlichen Wahrnehmung reine, ungetrübte Kenntnis von den Dingen gewinnen könne, wie er dies in vielen Dialogen, so auch im Phädo, zeigt. Freilich ganz glaubte auch er der sinnlichen Wahrnehmung nicht entbehren zu können (vgl. Phädo cap. 33, p. 83 A, eine Stelle, die zu wenig beachtet ist). Den Kosmologen folgten die Sophisten. Sie wandten sich der Innenwelt zu und benützten die Vieldeutigkeit der Wörter zu Trug- und Fangschlüssen (vgl. Programm Brieg 1892, S. 16 fg.). Auch in der schwebenden Tagesfrage der Philosophen, ob die Richtigkeit der Wörter auf Naturnotwendigkeit oder Übereinkunft beruhe, spielten sie eine grosse Rolle. Aber auch andere Philosophen hatten bereits angefangen sprachliche Untersuchungen für ihre philosophischen Zwecke und Systeme auszubeuten und die Sprache vermittelst des einseitigsten, lächerlichsten und willkürlichsten Etymologisierens als Mittel und Methode der Erkenntnis zu gebrauchen, indem sie glaubten, dass, wer die Wörter kenne, auch das Wesen der Dinge kenne (vgl. Krat. 435 D). So fand Plato bereits den masslosesten Missbrauch der Etymologie und die äussersten sophistischen Konsequenzen, welche überhaupt aus der Annahme der einseitigen Prinzipien der Naturnotwendigkeit oder Satzung in der Sprachbildung gezogen werden konnten, vor. Aber auch ohne an diese Vorgänger anzuknüpfen, hätte ein so universaler Geist, wie Plato, das wichtige Gebiet der Sprache mit ihrem Januskopf, dessen eine Seite vermöge der sinnenfälligen Laute in die Welt der Sinneserscheinungen schaut, während die andere Seite vermöge des geistigen Inhaltes, des Begriffs oder des inneren Klanges in die Welt des Geistes blickt, wie alle anderen Seinsobjekte einer philosophischen Betrachtung unterziehen müssen, um ihren Wert für die Erkenntnislehre festzustellen und sie in Beziehung zu seiner eigenen Grundanschauung zu setzen. Die vielen Rätsel und grossen Probleme der Sprache, welche ihm dabei entgegentraten, hat er fast sämtlich gestreift, freilich ohne sie lösen zu können. Ob sie wohl jemals werden endgültig gelöst werden? Aber während seine Vorgänger ohne bestimmte Methode etymologisierten, untersuchte er nach einem bestimmten System die hauptsächlichsten Wortgruppen, besonders die der ethischen und metaphysischen Begriffe, an dem Massstab des heraklitischen Prinzips der Bewegung, ob sie, mochte man annehmen, dass ihre Richtigkeit auf Naturnotwendigkeit oder auf Satzung beruhe, eine Kenntnis des Wesens der Dinge zu vermitteln im stande seien. Diesen etymologischen Versuch halte ich mit Schäublin für völlig ernst (vgl. Progr. Brieg 1897 S. 22 fg.); Plato hat das heraklitische Prinzip gewissermassen durchetymologisiert und sein Bestes gegeben, um zu zeigen, dass man die Sprache als Mittel der Erkenntnis zwar nicht ganz verwerfen dürfe, aber aus ihr keine zuverlässige Erkenntnis von dem Wesen der Dinge schöpfen könne. Daher halte ich den etymologischen Teil für den Mittelpunkt der Form und des Inhalts des Dialogs: er räumt das letzte Hindernis aus dem Wege, welches der Begründung der im letzten Teile angedeuteten Ideenlehre im Wege stand. Der erste Teil giebt Definitionen, welche hauptsächlich zur Widerlegung der Sophisten, als deren Vertreter Protagoras und Euthydemus genannt werden, dienen. Gegen sie richtet sich auch Platos Polemik; denn für ihre Lehren war das heraklitische Prinzip das bequemste. Veränderten sich die Dinge fortwährend, so kam ihnen allen eben alles jederzeit zu und so konnte auch jeder alles beliebige von ihnen aussagen. Aber auch gegen alle diejenigen richtete sich seine Polemik, welche die Sprache und die Etymologien für ihre Sonderzwecke missbrauchten. Ihnen, die mit so grosser Sicherheit auftraten, galt auch sein Spott, nicht weniger ihm selbst, da er das Gefühl seiner Ohnmacht, für den Gebrauch seiner sprachlichen Prinzipien die richtigen Grenzen zu finden, lebhaft empfand und das Bewusstsein hatte, dass das Ergebnis seiner Untersuchung oft lächerlich sein müsse. Überdies konnte er um so harmloser und naiver spotten, als er in seinem Haupte schon sein neues System der Erkenntnislehre, die Ideenlehre mit sich herumtrug. — War Plato auch kein Sprachforscher von Fach, so zeigt doch der Dialog, dass er auch auf dem Gebiete der Sprachforschung ein ausgedehntes, tiefgründiges Wissen und eine tiefgehende Einsicht in das Wesen der Sprache besass. Erst nach dem kolossalen Zeitabstande von fast zweitausend Jahren erstanden ihm Epigonen, die seiner würdig waren. So lange es eine Sprachforschung giebt, wird man seiner und seines Kratylus nicht vergessen.

Die Seite 7 versprochene Erörterung über den Nomotheten und andere Untersuchungen nebst Nachträgen kann ich leider nicht mehr hinzufügen, da die Drucklegung des Jahresberichts sich ohnedies durch meine Schuld schon über Gebühr verzögert hat.

Berichtigung:

S. 5 Anm. lies: Zeile 1: mensura, Z. 3: Peipers, Z. 8: ein Ende, Z. 12: jedoch, Z. 13: Massstab.